

geschrieben von Susanne Schwartzkopff

Nahe ist die Stunde

Über die einsamen, öden Berggipfel der hohen Anden steigt der Mond empor. Seine runde, goldrote Scheibe schiebt sich von Minute zu Minute höher über den Felsengrat. Schon treffen seine Strahlen die gegenüberliegenden Wände und erhellen sie mit fast tagheller Klarheit. Jeder Kiesel, jeder Spalt ist deutlich zu erkennen.

Unirdisch weiß gießt er sein Licht über die kahlen Felsen, vertieft die Schatten zu pechschwarzer Finsternis und läßt den Sand aufglänzen.

Welch Einsamkeit! Kein Laut ist zu hören, nur ab und an rollt ein Stein zu Tal, rieselt ein wenig Sand in eine Spalte, huscht ein kleines Nachttier, aufgeschreckt durch wer weiß für eine Gefahr, davon. Wahrlich, wer hier wandern wollte, der müßte ein starkes Herz haben, ein reines Herz.

Aber was hätten Menschen hier zu suchen? Kaum daß sich einmal des Jägers Fuß in diese Höhe verirrt, um das scheue Wild zu jagen, das ihm Nahrung und Bekleidung geben muß. Sonst aber spielt sich das Leben der Menschen tief unten an den Hängen der Bergriesen und in den Tälern ab. Was hätten sie auch hier zu suchen? Erdrücken müßte sie die Majestät dieser Einsamkeit.

„Die Berggeister hüten die Berge, sie lassen niemand herauf“, so raunen sich die Roten zu.

Sie wissen es von ihren Ahnen, und von manch einem Unheil, das über allzu Waghalsige hereinbrach, können sie erzählen. Urplötzlich erheben sich die wilden Wetter, sie schmettern den Eindringling in den Abgrund, Felsenlawinen brechen herunter und begraben die Tollkühnen unter ihren Trümmern. Ja, die Hüter hüten ihre Berge gut!

Höher und höher steigt der Mond – hat er es heute besonders eilig? Es liegt etwas in der Luft, eine Ahnung von etwas Kommendem, Großem. Eisig weht es von den Schneehäuptern herab, hier oben ist es empfindlich kalt.

Plötzlich lassen sich fremde Laute hören, Laute, die diese Wildnis nicht kennt. Die Natur scheint den Atem anzuhalten und zu lauschen. Spähen nicht wachsame Blicke aus den Berggipfeln auf einen halsbrecherischen schmalen Pfad, der unheimlich nahe am Abgrund entlang führt?

Mühsam nur ist der sich um jede Windung des Berges schlängelnde Weg zu erkennen. In jede Felsspalte muß er sich hineinschmiegen. Wer ihn begeht, der läuft dauernd Gefahr, abzugleiten und hinabzufallen in die grausige Tiefe.

Ist es möglich, haben wirklich Menschen diesen kaum wahrnehmbaren Pfad gefunden? Gespenstisch eilen ihnen ihre Schatten voraus, die Gestalten ins Riesenhafte vergrößernd. Jetzt nähern sie sich einem Felsenkessel. Reiter auf flinken Maultieren sind es, einer reitet hinter dem anderen und keiner spricht ein Wort. Wer mögen die schweigsamen, nächtlichen Wanderer sein?

Die Hüter der Berge sind verschwunden, nirgends ist eins ihrer mächtigen Häupter zu erblicken. Von diesen Menschen droht also keine Gefahr, sie sind willkommen in der Wildnis.

Was mag sie hierher gebracht haben? Alle steigen ab, sie führen ihre Tiere in die Mitte des Felsenkessels und lassen sie dort frei. Die Tiere wissen anscheinend, wie sie sich zu verhalten haben. Geduldig bleiben sie stehen und geben keinen Laut von sich. Schon ist eine größere Anzahl von ihnen auf dem freien runden Platz versammelt. Wo aber sind die Reiter geblieben? Hat sie der Erdboden verschluckt?

Doch noch treffen neue Reiter ein, einer nach dem anderen steigt ab, überläßt sein Tier sich selbst und – jetzt ist es zu sehen, voll fällt das Mondlicht auf diese Stelle – biegt um eine Felsenzacke herum. Dann ist er verschwunden.

Söhne des Landes sind es. Allen fällt das straffe, blauschwarze Haar bis auf die Schulter, in den dunklen Augen liegt schwermütige Glut, geschmeidig bewegen sie ihre Glieder. Arm ist ihre Kleidung, aber stolz und frei der Gang. Edle Züge sind unter ihnen zu finden, feingeschnittene Gesichter, adlige Haltung des freien Menschen, der niemandem gehorcht als dem, den er als seinen Herrn anerkennt.

Elastisch springt ein Jüngling von edlem Wuchs vom Tier, auch er biegt um die Felsennase. Dahinter folgt nach einigen Schritten eine zweite scharfe Ecke, dann ist ein enger Spalt zu sehen, aus dem die Dunkelheit quillt. Er ist so schmal, daß der Jüngling sich nur seitwärts hineinwinden kann.

Doch er scheint den Weg zu kennen. Ohne zu zögern geht er hinein. Der Durchlaß erweitert sich etwas, da – ein leiser Anruf, ein hoher Schatten vor ihm, ein geflüstertes Wort, der Schatten tritt beiseite.

In den engen Gang fällt von oben durch Ritze und Spalten im Felsen ein wenig Licht. Gewunden ist er und so schmal, daß der Mensch an beiden Seiten an die feuchten Steinwände streift. Eng rafft er seinen Poncho um den Körper, dann eilt er weiter, als ob ihm jeder Fußbreit Weges hier bekannt wäre.

Noch einmal steht ein Wächter vor ihm, noch einmal muß der Kommende sich ausweisen durch ein Losungswort, dann gibt auch dieser Wächter den Weg frei. Ein neuer Spalt ist zu sehen, aber dieser führt überraschend in einen großen, runden Raum, in dem schon all die anderen nächtlichen Wanderer versammelt sind.

Tief sind sie hier im Berge drinnen. Kein Laut von außen ist zu vernehmen, kein Laut kann von hier nach außen dringen.

Hell erleuchtet ist der weite Raum und eine wunderbare Feierlichkeit strömt den Eintretenden entgegen. Eine große Höhle im Berg ist kunstvoll erweitert und ausgeschmückt worden zu einem verborgenen Tempel. Es ist nicht zu glauben, daß man sich mitten in der Wildnis befinden soll, so viele Kostbarkeiten sind hier zusammengetragen, solche Schönheit ist hier zu sehen!

Von den Wänden gleißt schimmerndes Gold, Goldplatten mit herrlichen Edelsteinen verziert bedecken sie, goldene Gefäße mit köstlichem Rauchwerk gefüllt verbreiten Licht und Duft.

Im Hintergrunde, wo eine Art Altar errichtet ist, hängt ein großes Sonnenrad an der Wand. Das klare Gold leuchtet auf beim flackernden Licht der Lampen, die goldenen Strahlen der großen Sonne scheinen sich zu bewegen im Spiel des Lichtes. Blickt sie nicht liebevoll auf die Menschen vor ihr, die das weite Rund füllen mit ihrer stillen Andacht? Will die Sonne ihnen etwas künden?

Hinter dem großen, kunstvoll verzierten Stein, der den Altar bildet, steht ein uralter Mann in Priesterkleidung. Weit über hundert Jahre muß er alt sein, so viel Runen haben die Jahre in sein Gesicht geschrieben. Aber voll Feuer sind seine Augen. Sie sehen aus, als könnten sie Dinge wahrnehmen, die den Menschen für gewöhnlich verborgen bleiben.

Es ist Huro, der Alte, der schon viele Geschlechter kommen und gehen sah. Er läßt seine Augen in die Runde wandern. Da sind sie alle, Jung und Alt, er kennt sie, er weiß von jedem. Es fehlt keiner. Befriedigt nimmt er dies wahr.

Nun beginnt er zu sprechen. Zuerst klingt seine Stimme leise, gebrechlich, wie es bei einem so alten Menschen nicht Wunder nimmt. Aber im Laufe dessen, was er zu sagen hat, schwillt sie an zu mächtigen Tönen, wie man sie dem alten Körper niemals zugetraut hätte.

„Brüder“ hebt er an. „Sonnensöhne!“ Es ist heute die Nacht des siebenten Vollmondes. In diesem Augenblick steht der Mond auf seiner höchsten Höhe. Sein Strahl fällt auf die Mitte unseres Tempels und weihet ihn für den Gottesdienst, den wir hier halten wollen.

Von weit her seid ihr alle gekommen, ihr Sonnensöhne, um den Allerhöchsten anzubeten, wie es eure Ahnen schon getan. Keiner ist unter euch, dem nicht rein und unvermischt das Blut der Inkas in den Adern fließt. Keiner ist unter euch, der den Nacken gebeugt hat unter der Faust des fremden Eroberers. Lieber wollt ihr in Armut und Not leben als das Brot der Eindringlinge essen. Ich lobe euren Stolz, er hat euch rein erhalten! Gehofft habt ihr und geharrt, wie wir, eure Priester es euch gelehrt.

Sonnensöhne! Unerkannt und oft verachtet geht ihr durch die Reihen der Menschen, abseits und einsam lebt ihr still für euch. Aber in euch tragt ihr einen Schatz, der euch kostbarer ist als Reichtum und Macht. Es ist dies das Wissen um den Allerhöchsten, das Wissen um seine Verheißung für unser armes, geknechtetes Volk, dem so bitteres Leid und Unrecht angetan ward, das verachtet und mißhandelt auf seinem eigenen Boden leben muß und zusehen, wie Fremde an sich reißen, was ihnen gehört. Oft hat euer Herz emporgeschrien zum Allerhöchsten, hat gefleht um seine Hilfe. Immer war euch die Antwort:

„Harret!“

Sonnensöhne! Großes habe ich euch heute zu verkünden! Er, der Allerhöchste, hat seinen geringen Diener einer Offenbarung gewürdigt!

Könnt ihr verstehen, was das heißt? Er, der Herr des Himmels sandte mir, seinem Knechte, heute einen seiner Boten, der zu mir sprach! Und ich darf euch künden, was ich vernahm.“

Wie ein leises Seufzen nur, ein tieferes Atmenholen ging es durch die Versammlung, aber kein Wort wurde laut.

„So öffnet eure Lebensblumen, daß die himmlische Gnade in sie hineinfließe und sie zum Erlühen bringe!“ fuhr der Alte fort.

„Huro, höre! sprach der Lichte zu mir. Getreulich habt ihr ausgeharrt! Gott der Allmächtige hat euch nicht vergessen. Er sieht voll Freude, daß ihr euch rein erhieltet und daß ihr die hohe Weissagung, die ihr einst in schwerem Leid als Trost empfangen durftet, unverdorben bewahrtet und weitergabet von einem Geschlecht zum anderen.“

„Freunde, ihr kennt sie alle“, unterbrach sich Huro lebhaft, „unsere heilige Weissagung! Ich will sie euch vorsprechen, wie ich sie euch immer vorspreche, wenn wir hier versammelt sind. Höret und nehmet auf:

„Und es wird kommen die Zeit, da Not und Jammer enden. Führen wird euch die Taube, die rein vom Himmel sich senket!“

Wie oft haben wir von der Zeit gesprochen, da die Taube kommen wird, um uns zu erlösen aus der Knechtschaft. Aber wir verstanden nicht, was diese Worte bedeuteten. Heute aber, Brüder –, die Stimme des Alten hob sich zu jubelndem Klange – „heute kann ich es euch sagen!“

„Siehe, die Taube!“ sprach der lichte Bote des Allerhöchsten zu mir.

Mein Auge tat sich auf und ich konnte in die Gefilde des Himmels blicken. Und da sah ich Einen, der war ganz aus Licht. Es blendete mich, in seinen Glanz zu schauen. Aber ich erkannte zwei mächtige Augen wie zwei goldene Sonnen, und über ihnen schwebte ein schneeweißes Flügelpaar. Die Taube war es, die Heilige Taube, sie schwebte über der Lichtgestalt, sie war sein.

Und wieder sprach die Stimme des Lichten und seine Worte brachten mich zur Erde zurück:

„Nahe ist die Stunde! Schon hat die Taube ihren Flug zur Erde gewandt, schon schweben ihre Fittiche über ihr. Harret sein, der zu euch kommet, nahe ist die Stunde! Du wirst ihn erkennen dürfen, Huro, und Dein Mund wird sich auftun und künden von ihm, dem Retter und Befreier Deines Volkes, das Du so heiß geliebt! Führe ihm Dein Volk zu!“

Dann verschwand der Lichte und ich war wieder allein.“

Eine Welle tiefster Bewegung, mächtigster Erschütterung ging durch die Versammlung. Schluchzen stieg auf in der Brust, die Freude war zu groß. Die Stunde, auf die ihr Volk durch Jahrhunderte gewartet, sie war gekommen! Nahe war die Erlösung!

Ungewollt stimmte einer der Männer das Loblied auf den Allerhöchsten an und alle fielen ein. Sie mußten singen, sie mußten ihrem übervollen Herzen Luftmachen, sie mußten danken!

Freudentränen in den Augen, so sangen die Jungen und die Alten. Sie faßten sich an den Händen und ein heiliges Geloben stieg aus ihren Herzen auf zu Gottes Thron.

Die goldene Mutter aber vor ihnen lachte, sie lachte mit all ihren Strahlen, als jubelte sie ihnen zu:

„Sonnensöhne, ihr meine Sonnensöhne, die Zeit des Leides ist vorüber! Freuet euch!“

Langsam verklang das Lied. Schweigen erfüllte den Tempel. Mit erhobenen Armen stand Huro der Alte, der Priester eines vergessenen Volkes, vor den Inkas. Noch einmal

ließ er jetzt seine Stimme ertönen. Verklärt klang sie – sahen seine Augen dort oben im Licht, wohin sie zu schauen schienen, den Erlöser mit der Taube über dem Haupte?

Wie ein Sehen stand er vor den Seinen, und Worte kamen wie aus weiter Ferne:

„Da – ich sehe ihn, den Sohn des Allerhöchsten! Er geht über die Erde – er trägt ein Schwert in der Hand, das schlägt den Schlangen, die nach ihm züngeln aus den Tiefen der Erde, das Haupt ab! Gewaltig schreitet er, Zorn liegt in seinen Strahlenaugen – das Schwert blitzt! Wehe den Dunklen!“

Jetzt leuchtet das Auge des Schauenden auf:

„Aber hell wird nun die Erde, die goldene Mutter freut sich wieder über sie. Und von überall kommen Menschen, die dem Befreier dienen wollen. Sie knien vor ihm nieder und bringen ihm ihre Gaben. Herrlich bist Du, o König mit der Heiligen Taube über Dir, alle Schätze der Erde gehören Dir!“

Wie erwachend strich sich der Alte über die Stirn. Wußte er, was er soeben gesagt?

Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Sie schienen etwas von ihm zu erbitten, und er verstand.

„Laßt uns beten, Brüder!“, sagte er leise.

Und dann stieg es auf aus seinem und aller seiner Hörer Herzen:

„Herr, wir haben Dein geharret bis zu dieser Stunde! Laß uns Deine Diener sein! Alles, was wir haben, ist Dein. Dein ist dieser Felsentempel, den wir hüteten mit allen seinen Schätzen für Dich. Siehe hier, was geblieben von den Inkas, den Sonnensöhnen. Rein haben sie sich gehalten für Dich. Nie haben sie aufgehört, Gott, den Allerhöchsten anzubeten in der Verborgenheit. Nimm sie an als Deine Diener, Herr, wir bitten Dich!“

Auf lichten Schwingen stieg das Gebet auf zu ihm, dem es galt, und Kraft strömte zurück zu den Knieenden, lebendige Kraft. Jeder von ihnen fühlte einen kühlen, erfrischenden Hauch über sein Angesicht wehen.

Wie sie gekommen, so verließen sie schweigend den Tempel.

Niemand sah sie außer den treuen Hütern der Berge. Diese aber erblickten jetzt auf jeder Stirn ein helles Zeichen, das Zeichen des Erlösers.